

Das schnelle Keuchen von Papi, während er mit mir auf dem Rücken einen steilen, schlammigen Pfad emporlief.

Der Staub unter mir, der sich dunkelrot färbte, nachdem ich über die Schaufel eines Bergbaubaggers gestolpert war und mir die Unterlippe aufgeschlagen hatte.

Die Süße von Mamis Kochbananen auf unserem Herd.

Doch die Fäden, die diese Details miteinander verbanden, sah ich nicht. Ich wusste nichts von den großen Unternehmen, die unsere Stadt übernehmen wollten. Ich wusste nichts von den Morddrohungen und dass tatsächlich Menschen umgebracht wurden, wenn sie die Unternehmen davon abhalten wollten, das Gold unter unseren Bergen hervorzuholen. Und ich wusste definitiv nichts davon, dass meine Großeltern, meine *abuela* und mein *abuelo*, in ihrem brennenden Haus in den Flammen umgekommen oder dass fünf Mädchen gefoltert und in dem Fluss, in dem ich Schwimmen gelernt hatte, ertränkt worden waren.

Sie waren alle Opfer eines bewaffneten Konflikts ohne Kriegserklärung. Es handelte sich nicht mehr um den zwei- und fünfzigjährigen Bürgerkrieg in Kolumbien, dieser Krieg war stiller. Fast noch tödlicher, weil er so verborgen und grausam war. Ein Krieg, getarnt im Gewand des Friedens.

Mami hatte mir das alles erzählt, nachdem wir in die USA gekommen waren. Sie sagte, sie vermisse Kolumbien jede einzelne Sekunde jedes Tages, aber dass die Berge und Flüsse voller Blut seien. Deswegen mussten wir unser Zuhause verlassen und uns hier ein neues erschaffen.

*Tu naciste en Colombia pero también eres de acá*, sagte Mami jeden Abend zu mir, bevor ich schlafen ging.

Und ich antwortete: *Naci en Colombia pero también soy de acá*.

Es war wie ein Gebet, eine Bitte. Ich würde immer Kolumbianerin sein. Genauso wie ich immer Amerikanerin sein würde. Zumindest fühlte ich mich wie eine Amerikanerin, nachdem ich jetzt schon seit zwölf Jahren hier lebte.

Zwei Wochen nach meinem vierten Geburtstag gingen Mami, Papi und ich über die Grenze nach San Diego. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, weil ich Mami da zum ersten Mal weinen gesehen hatte und sie mir nicht sagen konnte, ob sie weinte, weil sie glücklich oder traurig war. Wir schliefen eine Zeit lang in einer Obdachlosenunterkunft, doch dort wurden Mami und ich von Papi getrennt, was mich wütend machte und mir Angst einjagte. Also beschloss Mami, dass wir stattdessen im Park schliefen, damit wir alle zusammen sein konnten. Papi fand eine Farm, auf der er und Mami tagsüber Tomaten pflücken konnten. Ich saß währenddessen hinter einem Schuppen und musste ganz leise sein, um niemanden zu stören. Von den ganzen Tomaten bekam ich Bauchschmerzen und ich wurde ziemlich oft von Bienen gestochen.

San Diego war wunderschön und schrecklich zugleich. Die Straßen waren breit und asphaltiert. Jeden Abend, wenn die Sonne unterging, verfärbte sie sich rosa. Es gab einen Vergnügungspark mit Achterbahnen und springenden Delfinen. Doch irgendwie fühlte ich mich ständig einsam, selbst als ich

in den Kindergarten kam und Zeit mit Kindern meines Alters verbrachte. Ich wusste, ich war anders. Ich wusste, nicht alle Familien mussten sich einen Plan für den Fall überlegen, dass Mami oder Papi nicht von der Arbeit nach Hause kamen, weil die Einwanderungsbehörde sie geschnappt hatte. Ich wusste, es war nicht normal, dass ich jedes Mal zusammenzuckte, wenn jemand an die Tür klopfte.

Ich lernte den Treueschwur auf die Flagge der Vereinigten Staaten auswendig und sprach ihn beim täglichen Aufsagen in der Schule besonders laut. Auf dem Pausenhof freundete ich mich mit einem blonden Mädchen namens Rosie an. Sie sagte, dass ich ihre beste Freundin sei und jederzeit bei ihr schlafen könne. Doch als ich es einmal machen wollte, fragte mich ihr Vater, woher ich käme, und ich wurde so nervös, dass ich »Nirgendwoher!« sagte und nach Hause lief. Danach redete Rosie nicht mehr mit mir.

Mami, Papi und ich zogen in ein eigenes Apartment. Eigentlich war es ein Büroraum über einem Autohaus, daher roch es immer nach Benzin, und statt eines Kühlschranks hatten wir bloß eine Kühlbox. Aber es war unseres. Ich weiß noch, wie ich am Anfang der ersten Klasse unsere neue Adresse auf mein Notizbuch schrieb – für den Fall, dass ich es verlor. Und weil ich so stolz war.

Ich bettelte Mami ständig an, mir Jeans und Stirnbänder zu kaufen, damit ich aussah wie die ganzen beliebten Mädchen in meiner Klasse. Aber ich sah nicht aus wie sie. Egal, wie ich mich kleidete, ich hätte nie so ausgesehen wie sie. Ich war

breiter und dunkler. Ein Mädchen sagte einmal, ich habe die Farbe ihrer Lieblingskaramellsorte. Ein anderes fragte mich, warum die Haare an meinen Armen so lang seien und ob ich ihr beibringen könne, das R zu rollen.

Ich wollte einfach nur mit der Schule fertig werden und arbeiten gehen wie meine Eltern. Ich erzählte ihnen, dass ich eines Tages Herzspezialistin oder eine berühmte Sängerin werden und genug Geld verdienen würde, um ihnen ein schickes Auto aus dem Autohaus unter uns zu kaufen – zum vollen Preis. Mami lachte und Papi sagte, er könne es gar nicht erwarten, damit zu fahren. Ich dachte, ein Auto wäre das, was sie am meisten brauchten. Sie rackerten sich beide in mehreren Jobs ab, um für Essen und Miete aufzukommen und für das neue Baby zu sparen. Mami war mit meinem kleinen Bruder Ernesto schwanger, der am selben Tag geboren wurde, als der Präsident Kaliforniens Gouverneur durch ein Mitglied seiner Regierung ersetzt wurde, um für »Einheit und Integrität« zu sorgen.

Zu dieser Zeit wurden die Abschiebungsrazzien immer schlimmer. Jeden Tag gab es Aufstände und Proteste. Als der Präsident zum dritten Mal wiedergewählt wurde, erlaubten mir meine Eltern, am Abend aufzubleiben und mit ihnen Nachrichten zu gucken. Fassungslos sahen wir das Feuerwerk in Rot, Weiß und Blau losgehen während nördlich der Grenze die ersten Stahlträger in den Boden gerammt wurden.

Es geschah wirklich. Zwischen Mexiko und Kalifornien wurde die *Great American Wall* errichtet.